

Zeitfragen.¹⁾

Von P. Albert Maria Weiß O. Pr.

4. Der Gang zum Außerordentlichen.

Das neunzehnte Jahrhundert geht zu Ende, ein Jahrhundert, das muß ihm der Reiz lassen, das fleißig oder doch gewiss fieberhaft thätig gewesen ist. Nichts ist natürlicher, als daß sich die Menschen darüber Rechenschaft zu geben suchen, was das Ergebnis all dieser Hast und Anstrengung gewesen sei. Wir haben an einem anderen Orte darüber gesprochen,²⁾ welche Menge von Schriften, die alle diesen Gegenstand behandeln, in den letzten Jahren erschienen sind. So entgegengesetzt aber auch die Gefinnungen derer sein mögen, die sich diese Untersuchung angelegen sein lassen, und so verschieden die Gesichtspunkte sind, unter denen sie die Ergebnisse der modernen Culturbewegung prüfen, Politik, sociale Lage, Sittlichkeit, Literatur, Kunst, so stimmen sie doch fast alle in dem Schlussertheile zusammen, daß das Ergebnis der ganzen Mühe wenig trostvoll sei, viele behaupten sogar, es sei trostlos.

Im Grunde bedarf es nicht einmal dieser langen Nachforschungen. Die Zeit hat selbst ein Schlagwort ausgebildet, mit dem sie, man möchte beinahe sagen officiell, auf die eben gestellte Frage klar und unmißdeutbar Antwort gibt, das bekannte, in aller Mund befindliche Wort: „fin de siècle“. Man will mit diesem Worte einen Geist der Abgelebtheit, der Abgestumpftheit, der Weltmüdigkeit bezeichnen, einen Geist, der sich nur noch durch kindische, krankhafte, gewalthätige, ja verbrecherische Mittel zu einigem Interesse am Dasein aufstacheln kann. Geringschätziger läßt sich nun aber offenbar das Endergebnis unseres Treibens nicht mehr beurtheilen, als wenn man

¹⁾ Vergl. Quartalschrift Jahrg. 1895, I. Heft, S. 1; II. Heft, S. 257; III. Heft, S. 530. — ²⁾ Historisches Jahrbuch 1894, S. 395 ff.

einen Ausdruck erfindet, der erklärt, wer Ende unseres Jahrhunderts sage, der sage damit, daß die Welt kaum noch das Dasein ertragen könne.

Eines der auffälligsten und sprechendsten Merkmale dieses Geistes ist die ungesunde Sucht nach dem Neuen und dem Außerordentlichen. Nirgends findet sich die Zeit mehr mit dem Hergebrachten zurecht, sondern in einemfort wechselt sie und sucht das eben Erfundene und Angenommene durch etwas zu ersetzen, was sie mehr befriedigen könne. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei jede neue Einführung noch auffallender, unnatürlicher und verwunderlicher ist als das vorausgehende. So erklären sich die unerklärlichen Geschmacklosigkeiten der zum Proteus gewordenen Mode, die crassen, auf Barbarennerven berechneten Vergnügungen, die läppischen Verirrungen der Kunst, die in der That so weit geblieben sind, daß die „Fliegenden Blätter“ einen Dienstmann abbilden können, der in heller Verzweiflung ist, weil er nicht mehr weiß, welches das Damenporträt ist, das er hier, und welches die Landschaft, die er dort abgeben soll. Unsere „Modernen“ berechnen die Vortrefflichkeit einer Bühnenleitung nicht mehr darnach, wie viele treffliche Stücke sie zur Aufführung bringe, sondern sie fragen nur, wie viele „Premières“ sie gebe, so daß dieses Wort — eine zeitgemäße Parallele zu dem biblischen Ausdrucke primogenitus — schon längst nicht mehr erste, sondern nur noch einzige Vorstellung bedeutet. Und selbst die einfachen Leute, die sich ihr Brot mit der Hände Arbeit verdienen müssen, lassen sich von diesem Hange nach dem Absonderlichen hinreißen und suchen durch windige Gaukeleien die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken oder ihre Concurrenten aus dem Felde zu schlagen. Man denke an die Annoncen, in denen zumal die Engländer und Amerikaner so groß sind, oder an das Wetttrastieren in London, zu dem, was sicher das merkwürdigste ist, duzende von härtigen Kindern des neunzehnten Jahrhunderts ihre Kehlen als Versuchsboden hergaben, und hundert andere Dinge mehr.

Leider hat sich das, was man *fin de siècle* nennt, der Hang zum Abenteuerlichen, auch der Religion bemächtigt. Eine echte Ausgeburt dieses Zuges ist das Auftreten der Heilsarmee, in der die bemitleidenswerteste Verlassenheit von jeder sicheren kirchlichen Leitung, eine bewunderungswürdige, naive Gutmüthigkeit und Menschenliebe, und der krankhafte Zeitgeist zusammengearbeitet haben, um ein Zerr-

bild des Heiligen zu schaffen, das niemand ohne Lächeln und ohne Theilnahme betrachten kann. Eine andere Erscheinung, die ebenso vollkommen dem „Ende des siècle“ entspricht, ist der „Weltumseglungskreuzzug“, von dem wir früher berichtet haben (1893, 737 f.). Der Gipfel von allem ist aber doch der von uns schon öfter besprochene Religionscongrès von Chicago. Dieses seltsame Schauspiel muß uns umso größere Aufmerksamkeit abnöthigen, als selbst katholische Geistliche, ja hohe Kirchenfürsten daran theilgenommen und mit indischen und japanischen Buddhisten nach der gleichen Melodie den gemeinsamen Hymnus auf „den einen Vater und die allgemeine Bruderschaft aller Menschen“ angestimmt haben.

Ueber eine solche Veranstaltung und noch mehr über eine solche Theilnehmerschaft ein Urtheil abzugeben ist nicht leicht. Von unserem europäischen Standpunkte aus und nach der Richtschnur dessen, was wir gewöhnliche, kleine Leute als unser tägliches Handwerk zu betrachten gewohnt sind, dürfen wir darüber nicht einmal nachdenken, sonst dreht sich uns der Kopf und damit die ganze Welt um. Wollen wir die Sache nicht von vorneherein in Bausch und Bogen, mit Stumpf und Stiel verwerfen, so müssen wir uns bemühen, uns in die amerikanische Denkweise hineinzudenken. Nur in Amerika war es möglich, daß Mitglieder des katholischen Clerus — und was für Mitglieder — auf einer solchen Versammlung erschienen, übrigens auch dort, wie uns scheint, nur bei dieser Gelegenheit, wo der „Allerweltsjahrmarkt“ die ganze Welt nach Chicago zusammenlockte. Zudem — so legen wenigstens wir uns psychologisch die Sache zurecht —, war es weniger apologetische oder gar irenische Stimmung, was unsere Kirchenfürsten und Geistlichen auf diesen „religiösen Friedenscongrès“ führte, als vielmehr eine gewisse, wie sollen wir sagen? nun ja aggressive oder doch demonstrative Gesinnung. Der Amerikaner liebt es, sich tapfer zu zeigen und jedermann zu beweisen, daß er sich vor nichts fürchte. Wer es in diesem Stücke am ungeniertesten treibt, der ist sein Mann. Wer bescheiden im Winkel stehen bleibt, der ist für ihn schon gerichtet. Offenbar glaubten die amerikanischen Bischöfe, sie seien es ihrer persönlichen Ehre und der Sache, die sie vertreten, dem Ansehen des Katholicismus schuldig, sich auf dieser großen Ausstellung nicht bloß nicht zu verbergen, sondern sich muthig in den Vordergrund der Bühne zu stellen. Und wir sind auch geneigt zu meinen, daß sie das bei dem Stande

der öffentlichen Meinung in Amerika sich und der Kirche schuldig waren. Trotzdem, wenn wir uns auch, so gut es geht, auf den amerikanischen Standpunkt stellen, trotzdem, obwohl wir hier wie anderswo gerne zu dem Grundsatz greifen, daß es gar nichts schade, wenn wir die althergebrachten, ausgetretenen Wege manchmal etwas verlassen, trotzdem scheint uns bei diesem Mittel das Außerordentliche weit über das Ordentliche hinauszugehen, so weit, daß wir glauben, der Congress habe das Ordentliche vor Außerordentlichkeit zu kurz kommen lassen, so weit, daß wir ihn selbst vor Amerikanern als eine jener heroischen Kraftleistungen bezeichnen möchten, die mehr zum bewundern als zum nachahmen sind.

Eine ähnliche, so ganz außerordentliche Gefahr, das Außerordentliche über das Ordentliche zu setzen, ja zum Schaden des Ordentlichen zu betonen, wird nun uns in der alten Welt nicht so leicht nahe treten. Sollte je der Versuch gemacht werden, ein solches Weltparlament der Religionen in Europa abzuhalten, was nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden darf, so sind wir sicher, daß nicht bloß der Sultan und die Hochkirche die Betheiligung verweigern werden, wie das in Chicago geschah, sondern auch die katholische Kirche, vermuthlich selbst der orthodoxe Protestantismus. Damit wäre aber die ganze Idee eines wirklich internationalen und allgemeinen Religions-Congresses zum voraus ins Wasser gefallen.

Aber wahr ist, daß dormalen, am Ende des siecle, die Gefahr beständig, man möchte beinahe sagen, ordentlich für uns geworden ist, das Ordentliche über dem Außerordentlichen gering zu schätzen, ja zu vernachlässigen. Es ist eine Mühe wert, daß wir uns das etwas näher zu Gemüthe führe.

Werfen wir zu dem Zweck unseren Blick auf Frankreich. Hier tritt uns diese Thatfache in einer Gestalt vor Augen, daß es den meisten von uns keine Mühe kostet, das richtige Urtheil zu fällen. Wir fällen es sogar oft dermaßen strenge, daß es aufhört richtig zu sein. Richtig ist indes, und darin stimmt so ziemlich die ganze Welt überein, daß der bewegliche, ewig lebendige französische Geist, der zu so bewunderungswürdigen Opfern antreibt und so unnachahmbare Werke ins Leben ruft, den rechten Ausgleich zwischen dem Ordentlichen und dem Außerordentlichen nicht immer zu finden weiß. An „oeuvres“ jeder Art, religiösen, sittlichen, socialen, auch wissenschaftlichen, übertrifft der französische Geistliche unstreitig alle seine Mit-

brüder. Für die auswärtigen Missionen thun alle übrigen Länder kaum das, was Frankreich allein leistet. In Erfindung neuer, zeitgemäßer, oft vor lauter Zeitgemäßheit kaum noch recht vernünftiger und gesunder Andachten sind die französischen Damen und die von ihnen geleiteten geistlichen Leiter fruchtbar bis zum Uebermaß. Allein über dieser Propaganda für das, was die Franzosen selber — denn auch sie haben ein offenes Auge und eine deutliche Sprache — „les petites chapelles“ nennen, bleiben manchmal die großen Kirchen leer, und während die kleinlichen, neuen, außerordentlichen Uebungen der höheren Modefrömmigkeit das höhere weibliche Elitepublicum anziehen, lassen sie das gewöhnliche Volk leer und stoßen den Mann, überhaupt den ordentlichen, trockenen Menschenverstand ab.

Sprechen wir über diesen Gegenstand nicht so rauh und nicht so scharf ab, wie wir das zu thun pflegen. Wir Deutsche kennen den Franzosen so wenig wie er uns und beurtheilen ihn ebenso einseitig von unserem Standpunkte aus wie er das uns gegenüber thut. Der französische Clerus verdient in diesem Stücke eine billigere Abschätzung deshalb, weil ihm nun einmal die ordentliche Seelsorge so überaus schwer gemacht ist. Die Vernichtung der Kirche in der großen Revolution hat dem Volke die Ueberzeugung eingeimpft, daß man auch ohne Kirche und ohne Geistlichen leben könne. Sterben will der echte Franzose, ritterlich mit Gott ausgesöhnt. Aber für die Zeit zwischen der ersten und der zweiten Communion will er des Priesters entbehren. So hat dieser leider nur allzuviel freie Zeit. Mit der ordentlichen Seelsorge kann er sie aber nicht ausfüllen. Ewig studieren und beten kann er auch nicht, er thut beides ohnehin fleißig. Nun gut, so sucht er eben seinen Seeleneifer mit außerordentlichen Werken zu stillen. Wir geben zu, daß er sich mehr bemühen sollte, das Ordentliche wieder zu Kraft und zu Ehren zu bringen. Wir geben auch zu, daß er bei dieser Lage der Dinge oft der Gefahr erliegt, über der Freude an dem selbstgemachten Außerordentlichen die Lust zum Ordentlichen einzubüßen. Im Ganzen verdient er aber Anerkennung dafür, daß er nicht die Hände müßig in den Schoß legt, noch die viele freie Zeit zu Nebensachen mißbraucht, die dem Priester schlechterdings nicht zustehen, sondern, daß er sich mit ganzem Eifer auf Dinge wirft, die mit der Ausübung seines Berufes wenigstens unmittelbar zusammenhängen oder der Kirche im Großen und Ganzen zu Nutzen kommen.

Trotzdem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß selbst hier, wo doch so gerechtfertigte und ehrenwerte Gründe für die Pflege des Außerordentlichen sprechen, auch andere Ursachen Einfluß üben, die zu schweren Bedenken Anlaß geben. Die eine dieser Ursachen ist zweifellos eine gewisse Beringsschätzung des Althergebrachten, des Herkömmlichen, des Kleinen. Der Mensch — nicht bloß der Franzose — hat unbestreitbar eine Vorliebe für das Neue, das Seltame, das Glänzende und Aufsehererregende. Was alle thun, was von jeher Brauch war, worüber man einen nicht anstaunt, das hat für ihn keinen Reiz. Dieser Zug der Eigenliebe ist so fein, daß er sich selbst im sittlichen und im religiösen Leben geltend macht und gerade hier unser Handeln, ja unser Urtheil öfter berührt als wir beachten. Bis wie weit dieser Zug gehen kann, dafür mag uns allen, denn wir sind alle Brüder und Schwestern, zur Warnung ein Beispiel dienen, das die allen gemeinsame Eigenliebe nur in specifisch französische Gestalt aufzeigt. Irgendwo in einer kleinen Stadt Deutschlands hielt sich — es ist noch nicht so lange her — eine reiche, sehr fromme französische Dame den ganzen Frühling und Sommer hindurch auf. Der Ort liegt in einer vom Liberalismus, vom Protestantismus und vom Fabrikwesen vollständig beherrschten Gegend. Der Pfarrer hatte Noth, an drei Tagen in der Woche die Maiandacht durchzuführen. Darüber war unsere Französin aufs höchste ungehalten und fand keinen Ausdruck, um ihrem Unwillen über einen solchen Mangel an Religiosität Luft zu machen. Sie mochte etwas im Rechte sein. Der Pfarrer hätte vielleicht bei etwas mehr Muth die tägliche Maiandacht durchsetzen können. Indes, er wird auch seine Leute gekannt haben. Jedenfalls behauptete er, es gieng nicht. Ueber dem kam die Dame in die Wochen und gab einem Kindelein das Leben. Obwohl ihr frommer Unwille zum Glück keinerlei üble Wirkungen auf den kleinen Heiden hervorgebracht hatte, so fand sie doch nach etlicher Zeit für gut, zum Pfarrer zu schicken mit der Bitte, er möge kommen, um diesen „einzusegnen“. Der Pfarrer glaubte natürlich, das eigenthümliche Wort stamme nur aus Mangel an genauer Sprachkenntnis, und kam mit allem, was zur Taufe erforderlich war. Aber nein, er sollte das Kind nicht taufen, sondern nur einsegnen. Ja, lassen Sie denn das Kind nicht taufen? fragte er. Doch, lautete die Antwort, aber Sie werden doch begreifen, daß das erst geschehen wird, wenn wir wieder in Paris sind. Und wie

lange soll das anstehen? Bis zum Herbst. Und dabei blieb es. Die Moral haben wir schon gezogen.

Dies ist eines. Das andere, was so gerne zur Geringschätzung des Ordentlichen führt, ist die Vorliebe für das, was der Mensch selbst gewählt und gemacht hat. Auch dieser Zug ist keineswegs französische Specialität, sondern man kann ihn ohne Gefahr der Irrung als Beweis dafür gelten lassen, daß alle Menschen Brüder sind und daß sie alle in Adam gesündigt haben. Es braucht wohl keine außerordentliche psychologische Begabung, um herauszufinden, daß auch er nichts ist als eine besondere, noch dazu recht unverhüllte Form der Eigenliebe. Die Eigenliebe findet wenig Befriedigung an dem, was sie thun muß gleich allen anderen. Wenn sie etwas ausfindig machen kann, wobei es ihr freisteht zu wählen, was ihr zusagt, und beiseite zu lassen, was ihr unbequem ist, dann ist sie rasch zur Hand. Und selbst Unbequemlichkeiten, ja die größten Opfer nimmt sie heroisch auf sich, wenn sie sich nur sagen kann, daß es nicht nothwendig wäre, und vor allem, wenn nur die Welt bewundernd sagt, daß sie sich freiwillig und hochherzig zum Opfer bringt.

Das gienge indes noch hin — von der inneren Wertlosigkeit eines solchen Opferlebens sehen wir ganz ab —, wenn nur die Kraft des Menschen nicht so beschränkt wäre. Allein hier liegt die Gefahr. Wir können nicht alles. Was wir auf der einen Seite zulegen, müssen wir auf der anderen wegnehmen. In eben dem Grade, in dem einer seinen ganzen Eifer auf das selbstgewählte Außerordentliche wirft, erlahmt nur zu leicht seine Kraft, seine Vorliebe, zuletzt sogar sein Sinn für das Ordentliche. Der Professor der Theologie, der sich mit seidenen Bändern an den Beichtstuhl und den Salon, oder mit Schiffstauen an Versammlungen und Rednerbühne hat fesseln lassen, muß die Wissenschaft vernachlässigen, der leibeigene Ziegelarbeiter in den Frohnhöfen der Bucherei vergißt zuletzt, daß er Priester und Christ ist. Der Geistliche, der sich mit großen Opfern seinen Verein oder seine Anstalt gegründet hat, steht beständig in Gefahr, das Wort „sein“ buchstäblich zu nehmen, so daß er nicht bloß mit Eifersucht jeden Blick eines Fremden in sein Eigenthum abwehrt, sondern daß ihm alles andere so fremd und gleichgiltig vorkommt, als gienge es ihn nichts an. Und hat er sich aufs Zeitungsschreiben und auf die Belletristik oder gar auf die praktische

Politik geworfen, dann kann es schon kommen, daß er nur noch mit Unwillen an die Predigt und mit Verachtung an die Katechese denkt, daß er den Beichtstuhl flieht wo er kann und sich kaum zu bemeistern vermag, wenn ihn ein Armer anspricht oder eine gequälte Frau mit der Erzählung ihres Hauskreuzes hinhält.

Ohne daß wir uns dessen versehen haben, sind wir da auf einmal aus Frankreich in unsere nächste Umgebung, wer weiß, ob nicht in unsere eigene Stube und in unser eigenes Herz hineingerathen. Begreiflich auch. Wir handeln hier von einer Frage, die uns alle angeht, von einer Frage, die zu den brennendsten Zeitfragen gehört, weil die Zeitlage sie uns heute mehr als je nahe legt und zur Gefahr macht. Die Bedürfnisse der Zeit werden mit jedem Tage dringender und verschiedener, die Ueberzeugung, daß die alten Mittel und Wege nicht mehr genügen, drängt sich uns immer handgreiflicher auf. Der Ruf nach neuen Versuchen zur Rettung der Welt wird stündlich lauter. Wer nicht alles Gehör für das Hilsegeschrei der Gesellschaft und alles Gefühl für die Noth der Menschheit verloren hat, wer nicht dem Geiste der Liebe und der Gemeinsamkeit, dem Geiste der Kirche und des Katholicismus abgestorben ist, der muß sich getrieben fühlen, zu versuchen, was nur irgend möglich ist und Aussicht auf Erfolg gewährt, um zu retten, was noch zu retten ist. Und, dank der Gnade Gottes, zeigt sich auch in der Kirche das Feuer des heiligen Geistes wirksam, das alle ihre Glieder, von oben bis unten, mit bewunderungswürdigem Wetteifer erfüllt und zu tausend neuen Erfindungen antreibt, um das große Rettungswerk mit mehr Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Welcher Menschenfreund, welcher Diener der Kirche sollte sich nicht von ganzem Herzen darüber freuen?

Wie kommt es dann, daß gerade diese Erscheinung so viele Klagen und Beschwerden hervorruft? Wie kommt es, daß diese außerordentlichen Arbeiten, zumal die auf dem socialen Gebiete, so leicht zum Zankapfel, zum Samen des Unfriedens werden zwischen den Predigern des Neuen und den Vertheidigern des Alten, zwischen den guten alten und den eifrigen jungen Herren, zwischen Untergebenen und Oberen? Nicht selten entfesselt man die Schleusen bitterer Seufzer, wenn man dem und jenem nachfragt, dessen Namen man in weiter Ferne oft mit Ruhm hat nennen hören. Ja Herr, heißt es, in der Ferne sieht ein Berg meist schöner aus als in der Nähe. Es sind nicht immer die brauchbarsten und die eifrigsten, die

sich am meisten zu schaffen machen. Commandieren ist eben leichter als in Reih und Glied stehen und sich der allgemeinen Disciplin fügen. Jetzt aber will jeder commandieren, jeder seinen eigenen Freischärlertrupp werben. Darüber verlieren sie aber den Geschmack am regulären Dienst und halten sich dann schon für besser und klüger als die übrigen, wenn sie nur tapfer über Kasernenzwang und Gamaschendienst losziehen. So ist es leider mit diesem auch. Freilich hört man viel von ihm, nur glauben die, die ihn kennen, nicht recht an das, was man hört. Hier herum hat er wenig Einfluß. Die Leute lachen eher über ihn. Die Pfarrkinder kennen ihn kaum. Draußen freilich, wo er geht und kommt, meint man, was dahinter sei, und wenn er gar öffentlich redet, ja, da sucht er seinesgleichen. Aber das ist es eben: er ist überall, nur zuhause hält er's nicht mehr aus; die ganze Welt weiß er zu verbessern, ihm aber muß man jede Arbeit abnehmen. Anderswo stört er die Leute vor lauter Eifer, zuhause müssen seine Collegen alles für ihn thun.

Wir wollen schon glauben, daß diese und ähnliche Reden manchmal aus Verstimmung, aus Neid, aus Engherzigkeit hervorgehen. Man hört sie aber zu oft und zu gleichmäßig, Land auf, Land ab, als daß man nicht denken möchte, es dürfte manchmal denn doch schon etwas an ihnen sein. Und in der That, es ist auch hie und da ein Körnchen Wahrheit an solchen Klagen. Es ist hie und da etwas daran zufolge der Schwachheit, die dem Menschen trotz des besten Willens anklebt und ihn nicht allen Pflichten gerecht werden läßt, so sehr er das auch wünschte und so bitter er darüber seufzt, daß es ihm nicht möglich ist. Es ist aber auch hie und da etwas daran durch die eigene Schuld des Menschen, die ihn in den einen oder den anderen der Fehler fallen läßt, von denen wir gesprochen haben.

Auf jeden Fall legt uns die Noth der Zeiten einerseits, die uns zwingt, zu vielen außerordentlichen Dingen zu greifen, und andererseits der Gang der Zeit, das Außerordentliche auf Kosten des Ordentlichen und Hergebrachten zu bevorzugen, auf jeden Fall, sagen wir, legt uns die Zeit, das Ende des siecle, die Pflicht auf, das Ordentliche über dem Außerordentlichen nicht zu verkürzen. Wir sind das unserem Stande schuldig, damit unser Dienst nicht mit Recht getadelt werde. Wir sind das unseren Mitbrüdern schuldig, um ihnen keinen gerechten Anstoß zu geben. Wir sind das uns schuldig, damit

nicht auf unser Thun und Treiben ein schiefes Licht falle und so unsere ganze Wirksamkeit ihres Erfolges beraubt werde.

Lassen wir uns also durch keinen Tadel und durch keine Scheingründe von der Ueberzeugung abbringen, daß außerordentliche Uebelstände auch außerordentliche Anstrengungen und Mittel zur Heilung erfordern. Aber lassen wir uns auch durch keine Noth und keine Lockung und keinen Beifall, lassen wir uns nicht einmal durch den Erfolg in der Gewissheit irre machen, daß alles Außerordentliche miteinander das Ordentliche in der Kirche nicht aufwiegt. Der heilige Geist hat seine Kirche genügend eingerichtet für die Zeiten der Verfolgung, für die Zeiten des Friedens, für die Zeiten des Kampfes. Der gewandteste englische Publicist der Gegenwart, W. T. Stead, hat seit Jahr und Tag immer das Wort im Munde: Wenn Christus käme, was würde er thun? Leider hat er immer nur eine Antwort: Er würde es machen wie ich. Auch unter uns sind nicht wenige, die immer denken, oft selbst sprechen: Wenn Paulus heute auf Erden lebte, er würde es anders machen. Journalisten legen dem Bischof Ketteler das Wort in den Mund: Heute würde Paulus ein — Redacteur. Parlamentarier denken ihn als Abgeordneten oder Gemeindebevollmächtigten, und Volksredner als den gewaltigsten und volkstümlichsten Wortführer auf allen antisemitischen Versammlungen. Wir glauben, daß derlei Auffassungen aus Mangel an Kenntniss von der Kraft unseres ordentlichen Amtes herrühren. Paulus würde es ohne Zweifel heute so ziemlich machen, wie er es damals gemacht hat, und Christus der Herr fände ganz gewiss an seiner Wirksamkeit durchaus nichts zu bessern. Wir armselige und schwache Diener des Herrn, wir blasser Nachbilder des Apostels müssen freilich hundertmal die Anwendung der alten, unveränderlichen Grundsätze und die Ausübung unseres apostolischen Amtes ändern und den Zeitverhältnissen anpassen. Aber all das soll uns nur in der Ueberzeugung befestigen, daß die Grundsätze unseres Glaubens, daß die Bedeutung der Kirche und die Kraft unseres regelmäßigen, altüberlieferten, heiligen Berufes auch heute noch nicht das allermindeste eingebüßt haben. Gewiss ist Leo XIII. aufs entschiedenste Prediger des Grundsatzes, daß wir der socialen Nothlage gegenüber jedes zweckdienliche außerordentliche Mittel ergreifen müssen. Dessenungeachtet faßt er alles, was er zu sagen hat, in die Worte zusammen: „Ihr wißt selbst, durch welche Mittel diese schwierige Frage gelöst

werden kann. Mache sich jeder an die Aufgabe, die ihm obliegt und zwar ohne Verzug, sonst wird das Uebel, das ohnehin schon groß genug ist, unheilbar."

Praktische Bemerkungen über das Beichtvateramt und dessen Verwaltung.

Von Dr. Jakob Schmitt, Domcapitular zu Freiburg (Baden).

Erster Artikel.

Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen, des Tages und der Stunde, da ich zum erstenmal den Beichtstuhl betrat, um das Amt eines Beichtvaters auszuüben. Von jeher hatte ich davor große Angst gehabt und die Umstände waren ganz dazu angethan, diese Angst zu vermehren. Das Seminar mit seinen vortrefflichen Anweisungen für Verwaltung des heiligen Bußsacramentes lag schon fast zwei Jahre hinter mir. Ich war nämlich nach dessen Beendigung behufs weiterer Studien nach Rom gegangen und dort zum Priester geweiht worden, hatte aber keine Beichten gehört. Zurückgekehrt, hatte ich am Pfingsttag meinen ersten Posten anzutreten. Mein Principal sagte mir beim Nachtessen: Sie können morgen in aller Frühe celebrieren, damit Sie beizeiten in den Beichtstuhl kommen, denn es wird Arbeit in Fülle darin geben, vormittags und nachmittags. Mir pochte das Herz gewaltig und ich mag wohl kaum je mit solcher Inbrunst die heilige Messe zum heiligen Geist gelesen haben, wie am anderen Morgen. Mit seiner Hilfe gieng es; und nachdem ich so „ins Wasser geworfen worden war“, mußte ich weiter schwimmen und eine lange Reihe von Jahren allwöchentlich 20—24 Stunden im Beichtstuhl zubringen; und auch jetzt noch in meinem Alter trifft's eine erkleckliche Zeit zum Beicht hören. Die Angst ist zwar nie ganz geschwunden und ich war immer froh und dankbar, praktische und aufmunternde Winke von erfahrenen Mitbrüdern schriftlich oder mündlich zu erhalten. Aber die lähmende und niederdrückende Angst hat, wie ich hoffe, einer heilsamen Angst Platz gemacht.

Warum erzähle ich dies hier? Ich denke einerseits, wie mir, so wird es wohl den meisten namentlich jüngeren Confratres ergangen sein und ergehen und sie werden wohl auch von Mitbrüdern, die „im gleichen Spital krank gelegen“, gerne einige Winke entgegennehmen; anderseits führe ich es an als eine Art Legitimation, warum ich glaube, ohne allzugroße Unbescheidenheit einige praktische Winke, insbesondere für jüngere Beichtväter, veröffentlichen zu dürfen.

Im gegenwärtigen ersten Artikel möchte ich die Aufmerksamkeit der hochwürdigen Leser auf das Beichtvateramt im allgemeinen lenken